





1 Camp Kawergosk in der Nähe von Erbil, Irak

2 Marlin Juchana, Köchin in Beirut, Libanon

3 Das Ehepaar Nur und Mohammed im Lager Saatari, Jordanien

4 Belrissa Ali Awdi im Camp Kawergosk, Irak



Bald, als so viele in Bewegung waren, redeten sie weniger, die Flüchtlinge, ihre Geschichten schienen alle längst erzählt. Oder sie waren so kompliziert, dass sie kaum mehr nachzuvollziehen waren. Denn die „Nasihin“, die Flüchtenden innerhalb Syriens, bleiben nur selten am ersten Zufluchtsort – sie ziehen weiter, als Kriegsnomaden, dorthin, wo gerade keine Bomben fallen. Wo die Front fern ist.

Oder wo sie so nah ist wie in Aleppo, denn an vorderster Front explodieren keine Fassbomben, mit Sprengstoff gefüllte Stahlzylinder, die von Hubschraubern aus großer Höhe abgeworfen werden. An der Front könnten sie die eigenen Truppen treffen, „friendly fire“ werden. Also fallen sie dort nicht. Und so zieht die Front, ausgerechnet, Flüchtlinge an.

Auf die simple Frage nach dem Woher gibt es deshalb in Syrien oft keine Antwort mehr, sondern Gegenfragen: „Woher vor einer Woche? Vor sechs Monaten?“ Manche sind schon vier-, fünfmal weitergezogen und am Ende dort wieder angekommen, wo sie aufgebrochen waren. Wenn sie noch irgendwo ankommen. 150 000 Menschen sind in diesem Krieg schon gestorben. Wer es schafft in die Türkei, in den Libanon, nach Irak oder Jordanien, wer nicht tot ist, ist ein Überlebender.

LIBANON, 375 Kilometer Grenze mit Syrien, 1 070 000 Flüchtlinge

Marlin Juchana, eine energische Syrerin aus Hassaka, 40 Jahre alt, T-Shirt, enge Jeans, Flüchtling seit zehn Monaten, eilt durch Beiruts Geschäftszentrum. Sie trägt das Kreuz der assyrischen Christen an einer zierlichen Kette um den Hals, in den Händen zwei Kochtöpfe, aus denen feiner Lammduft strömt. Sie ist spät dran.

Marlin Juchana passiert den Schlagbaum des Uno-Flüchtlingswerks UNHCR, der Campus liegt zwischen glänzenden Banktürmen und den Spiegelfassaden der Shoppingmalls. Auf dem Gelände drängen sich die Menschen, fast alle sind schwarz gekleidet, die Frauen tragen knöchellange Abajas, viele haben ihr Gesicht verhüllt, Familien halten sich an Händen, damit keiner verloren geht im Gewühl.

Die Masse schiebt nach rechts, unter Baldachine aus Wellblech, wo sie viele Stunden lang hocken werden, Wartenummern in den Händen, um untersucht, befragt, registriert zu werden. 2000 syrische Neuankömmlinge werden es heute im Libanon sein, an einem einzigen Tag, oft sind es 2500. Jede Minute übertritt derzeit ein Mensch die Grenze von Syrien in den Libanon.

Marlin Juchana läuft zur Kantine, gebaut aus Containern. Sie kocht für die Uno-Helfer aus aller Welt, etwa 300 Leute, die in Cargohosen und derben Stiefeln bei ihr Schlange stehen. Dass sie es ist, die die Uno-Leute bekocht, und nicht sie von ihnen gefüttert wird, sagt Marlin, mache sie so stolz, dass sie platzen könnte.

Kochen konnte sie immer, eine Hausfrau und Mutter dreier Kinder aus dem Dreiländereck zwischen Syrien, dem Irak und der Türkei. Ihre Großmutter brachte ihr bei, Essen zu machen, noch bevor sie lesen konnte. Aber erst in Beirut lernte sie, wie professionelles Kochen geht, die Logistik, das Timing, die Organisation, um mehrere Hundert Mahlzeiten zuzubereiten.

Die Idee für das Projekt hatte Kamal Mouzawak, ein bekannter Beiruter Restaurantbesitzer und bekennender Dandy, er trägt das Haar nass nach hinten gekämmt und spricht mit französischem Akzent, sein Motto lautet: „Make food not war“. Er machte damit Ernst im vergangenen August und nannte es „Atajab Saman“, Arabisch für „Köstliche Vergangenheit“, ein sechsmonatiger Kochkurs finanziert mit Uno- und Spendengeldern.

Es ging nicht darum, einen Kochkurs zu finanzieren. Es ging darum, 20 Syrerinnen eine Chance zu geben, eine Ausbildung, einen neuen Sinn nach dem Trauma der Flucht und dem Albtraum des Krieges. Seit Ende des Kurses kochen die Frauen in Kamal Mouzawaks Restaurants am Beiruter Bauernmarkt, und sie bekochen die Leute von den Vereinten Nationen.

Mittags schuftet Marlin hinter dem Tresen der Kantine, sie hat dann schon seit sechs Uhr morgens in der Küche ihrer Wohnung im Beiruter Christenviertel gestanden, die sie mit Pappkarton gegen Fettspritzer ausgekleidet hat, ihr Herd ist ein Campingkocher. Es gibt eine Art syrischen Saumagen, Innereien und Minze und allerlei orientalische Gewürze in frische Lammmägen gestopft, sie wird sie alle verkaufen. Und dabei ihre Scherze machen mit den Uno-Angestellten, sie ist beliebt, und manchmal raucht sie heimlich eine Zigarette an einer Hintertür.

Wenn man sie fragt, was das Kostbarste sei, das sie aus der Heimat gerettet habe, eilt sie nach Feierabend in ihre Küche und schleppt einen Fleischwolf Marke Starmix heran, made in Germany, ein älteres Modell, das Hochzeitsgeschenk ihres Schwiegervaters – ohne den Fleischwolf geht kein Festmahl in der Fremde.

Marlin floh aus Hassake im syrischen Nordosten. Zu Beginn des Krieges war es dort ruhig, doch nach und nach wurde ihre Straße zu einer Art Frontlinie zwischen Regime und Rebellen. Vom Balkon aus sahen sie, wie sich die Kämpfer jeden Morgen formierten. Sie sahen, wie Pick-ups die Verwundeten hin und her karrten, sahen, wie Nachbarn in Busse stiegen und nicht mehr zurückkehrten. Der Strom wurde abgeschaltet und das Wasser, und als ein Nachbarsjunge gekidnappt wurde, entschied Familie Juchana zu gehen.



Sie nahm einen Linienbus, 23 Stunden brauchte er von Hassaka bis nach Beirut. Die Frauen hatten sich verhüllt, Dollarnoten steckten in ihren BHs. Vater und Sohn bewachten die Koffer und den Fleischwolf, ihre Bibel mitzunehmen trauten sie sich nicht. Der Bus fuhr quer durch Syrien, über die Steppe, auf der Beduinen ihre Schafherden weiden, über den Euphrat, vorbei an Palmyra, dem einst legendären Handelszentrum an der Seidenstraße auf dem Weg zwischen Asien und dem Mittelmeer.

Marlin Juchana überquerte die Grenze und erreichte Arsal, ein Sammelbecken der Rebellen und Islamisten, sie hatten Angst vor Anschlägen und davor, dass man sie entdeckt und gefangen nimmt. Es war am frühen Morgen, als sie erschöpft in Beirut ankamen.

Marlin sagt, sie fühle sich irgendwie fehl am Platz hier, „als würde ich etwas nehmen, das mir nicht gehört. Wir fallen den Libanesen zur Last, ist doch klar!“ Aber was könnte kommen, danach? „Australia, for sure!“, ruft Louisa, die Tochter. Ständig pfeift ihr Smartphone, sie chattet mit Cousins in Sydney.

FOTO: FABIAN WEISS / DER SPIEGEL



Syrische Bauarbeiter im türkischen Kilis

Im März 2014, der Alte mit seinen Töchtern, der aus der kleinen, umkämpften Stadt Murik in der Provinz Hama in den Nachbarort Kafr Sita geflohen war, weil es dort ein wenig ruhiger schien. Aber dann traf eine Chlorgasbombe das Haus. Solche Geschichten gibt es unerträglich viele. Sie treiben jeden an zur Flucht. Im Norden und Osten Syriens ist eine Unruhe jenseits der Gefahr durch Luftangriffe spürbar, als seien die Menschen alle nur vorübergehend da, stets bereit, aufzubrechen.

Jederzeit kann die Rakete einer russischen MiG oder eines Suchoi-Jets einschlagen, jederzeit die Bombe aus einem der Hubschrauber irgendwo explodieren. Möglich ist, in der Ostprovinz Rakka, rund um Aleppo von den Fanatikern des „Islamischen Staates im Irak und Syrien“ wegen einer Zigarette umgebracht zu werden. Es gibt viele Gründe, das Land schnellstmöglich zu verlassen. Aber die meisten tun es nicht.

Sie bleiben, das heißt, sie fliehen auch, aber durch das eigene Land, sie irren herum. Keiner kennt ihre genaue Zahl, aber vermutlich mehr als sechs, vielleicht sieben Millionen Menschen sind unterwegs. Sie ziehen los, wenn es unvermeidbar ist – und immer nur so weit wie unbedingt nötig.

Im Herbst 2012, die Familie mit der Großmutter in Manbidsch, der ersten Stadt im Norden, die sich eine funktionierende Selbstverwaltung gab. Sie stammte aus Aleppo, wo im Juli zuvor der Kampf begonnen hatte. Die Familie war erst aus ihrem Viertel ins nächste, dann an den Stadtrand und schließlich nach Manbidsch geflohen, immer gen Osten.

Die Großmutter hatte in ihrem Leben Aleppo nie verlassen, nun saß sie in einem Klassenzimmer und schaute verwirrt auf die ausländischen Reporter. „Muss ich jetzt etwas Politisches sagen?“, fragte sie, als die fremden Besucher auftauchten. Kurze Zeit später ging sie mit ihrer Familie zurück nach Aleppo, wie Hunderttausende andere: lieber in der eigenen Wohnung ohne Strom und Wasser leben, als in leeren Schulen, Rohbauten, Lastwagenanhängern oder Zelten zu vegetieren.

TÜRKEI, 822 Kilometer Grenze mit Syrien, 743 000 Flüchtlinge

Über Südostanatolien gehen Gewitter hin, manchmal bricht die Sonne durch die Wolken wie ein Scheinwerfer und beleuchtet die Grenzstadt Kilis. Massenhaft kommen hier Flüchtlinge in die Türkei, hier, wo sich Olivenhaine strecken und Weinberge, dazwischen schroffe Hügel.

Explosionen sind in der Ferne zu hören, Aleppo ist eine Autostunde entfernt. Die Flüchtlinge kommen in Bussen, überladenen Taxis, sie kommen zu viert auf Motorrädern, mit Maultiergespannen, sie kommen zu Fuß, passieren den metallenen Torbogen, der die Straße an der Grenzlinie überspannt. Keiner wird abgewiesen. Auch Abu Staif kam hier in die Türkei.

Er hat mit Frau und vier Söhnen eine Wohnung in Kilis bezogen, von deren Balkon er die Grenze zu Syrien sehen kann und die heimischen Ebenen dahinter. Er wollte das so. Abu Staif, 39, aus Aleppo, Besitzer mehrerer Fleischereien und eines Restaurants, einst Chef von 15 Angestellten, ist nicht arm; es kommen nicht

nur die Armen aus Syrien, es kommen alle.

Die Wohnung kostet 300 Euro im Monat, etwa doppelt so viel, wie die syrischen Arbeiter auf den vielen Baustellen in Kilis verdienen. „Mir geht es besser als den anderen Flüchtlingen hier“, sagt Abu Staif, er weiß, dass 40 000 Syrer in den zwei Camps von Kilis untergekommen sind.

Es ist nicht so, dass der Krieg alle Geflohenen gleich macht. Auch unter den Vertriebenen gibt es eine Ober-, eine Mittel- und eine Unterschicht, die sozialen Strukturen der Heimat wiederholen sich im Exil. Die viel hatten, haben viel verloren. Abu Staif hatte ein Landhaus bei Aleppo, mit einem Pool, er zeigt auf seinem Samsung-Smartphone ein Video von sich und seinen Söhnen beim Planschen. Nun sitzen sie hier, in einer anonymen Wohnung, der Heimat ganz nah.

Von Abu Staifs Balkon aus ist nicht nur Syrien zu sehen, sondern auch ein gutes Dutzend identischer Wohnblocks ringsum, viele davon erst Betongerippe, mit abenteuerlichen hölzernen Bauten eingerüstet, auf denen die Arbeiter ungesichert klettern. Diesseits der Grenze klingt der Krieg nicht nach Granaten und Kampfjets, sondern nach Betonmischern, Baggern und Schweißgeräten. In der Region Kilis lebten vor dem Krieg 100 000 Menschen und jetzt sind 73 000 dazugekommen, die Region erlebt einen Bauboom. Drüben in Syrien werden die Häuser dem Erdboden gleichgemacht, hier in der Türkei werden sie eilig hochgezogen.

Abu Staifs Söhne sitzen neben dem Vater auf dem Teppich. Mustafa ist 13, Mohammed Nur 10, Umar 9 und Jemen 5, die Mutter verbirgt sich in der Küche vor den Blicken der Besucher. „Der Teppich ist das Einzige, was wir mitnehmen konnten“, sagt der Vater, orangefarbenes T-Shirt, Sporthose, Glatze. Im Fernsehen läuft der Rebellensender Aleppo Today, ein Newsticker nennt die Namen der Gefallenen.

Zur Flucht entschlossen hat sich Abu Staif, nachdem sein jüngster Sohn Zeuge wurde, wie Bombensplitter einem Nachbarjungen den Schädel zerrissen, auf der Straße vor seinem Haus. Als der Vater diese Geschichte erzählt, legt sich der kleine Jemen auf den Boden, spielt die Szene nach, deutet mit beiden Händen auf seinen Hinterkopf; hier quoll das Blut hervor. Jede Nacht, sagt der Vater, wache der Kleine schreiend auf.

Seinen ältesten Sohn, Mustafa, will er nach Schweden schicken, wo zwei seiner Brüder leben, „er soll studieren und Arzt werden“. Abu Staif hat seinen Söhnen immer verboten, ihn bei der Arbeit im Restaurant oder in seinen Fleischerläden zu besuchen, er wollte vermeiden, dass sie auf die Idee kommen, denselben Beruf wie der Vater zu ergreifen. Für seine Kinder hat er Besseres vorgesehen. Er rechnet damit, irgendwann mit der ganzen Familie nach Schweden gehen zu können. Selbst wenn sich die Lage in Syrien beruhigen sollte, worauf nichts hindeutet, glaubt er nicht an eine Zukunft in seiner Heimat.

„Sollen meine Kinder in einem Trümmerhaufen groß werden?“ Abu Staif und seine Familie sind gekommen, um zu bleiben. Oder um noch weiter weg zu fliehen: nach Europa, wo es besser ist.

In der Nordprovinz, die Städte Maarrat al-Numan und Taftanas, 2012 waren sie noch bewohnt, 2013 nach verheerenden Angriffen verlassen, 2014 wieder bewohnt. Die Menschen räumen die Städte und holen sie sich später wieder zurück in einer Bewegung wie Ebbe und Flut, nur in chaotischem Rhythmus. Unergründlich ist die Einsatzplanung der Luftwaffe, die einen Ort monatelang in Frieden lässt, um dann jählings zuzuschlagen. In Atarib im Norden war es so, wo Ende April 2014 nach monatelanger Ruhe Bomben auf den Gemüsemarkt fielen und Dutzende Menschen töteten.

Und doch wollen viele immer nur so weit weg wie unbedingt nötig. Die Flüchtlinge im Inneren Syriens sind, einerseits, die Mutigsten, und andererseits die Furchtsamsten. Menschen, die die Fremde mehr fürchten als den inneren Feind. Die eine endgültige Flucht als Niederlage begreifen und sich einfach weigern zu gehen. Die sich nicht vorstellen können, dass ihr Heimatort gefährlicher sein könnte als die fremde Welt, die für viele Syrer schon in der Nachbarprovinz beginnt.

Es bleiben auch jene, die sich am Aufstand gegen die Diktatur beteiligen, die nicht aufgeben, solange sie am Leben sind. Und es sind in der Mehrzahl ganz einfache Menschen, die nie fort waren und nicht fortwollen.

Anfang 2013, die alte Frau, die es aus Homs nach Barsa in der Provinz Damaskus geschafft hatte. Sie rief jeden Morgen über das noch funktionierende Festnetz in ihrem leeren Zuhause an, nur um das Tuten zu hören und so hoffen zu können, dass ihre Wohnung noch unversehrt ist. Doch eines Morgens ging jemand ans Telefon. „Für ein paar Sekunden war ich wie vom Blitz getroffen“, erzählte die Alte, sie fragte nur: „Wer ist da?“

„Der Besitzer“, antwortete die fremde Stimme. Sie legte erschrocken auf. Rief noch einmal an: „Wer ist da? Wer seid ihr? Diebe! Das ist unser Haus, schämt euch!“ Sie verfluchte die Stimme am anderen Ende, bis ihr Sohn den Hörer nahm und ruhig fragte, wer in der alten Wohnung wohne. Bis seine Mutter wieder rief, das seien alles Diebe. Aber die Stimme am Telefon sagte nur: „Ja, das hier ist eure Wohnung, aber wo sollten wir hin? Unser Haus ist weg, nur noch ein Trümmerhaufen.“

JORDANIEN, 375 Kilometer Grenze mit Syrien, 594 000 Flüchtlinge

In einer Nacht im Mai entschloss sich Nur dazu, ins große Flüchtlingslager umzuziehen. Sie hatte lange wach gelegen im kleinen, roh verputzten Haus ihrer Eltern, das zwischen Weizenfeldern weit im Norden Jordaniens direkt an der syrischen Grenze steht. Hierher waren sie geflohen, ein Jahr zuvor, aus Ataman, hier zahlen sie Miete, hier hängen zwei Teddybären an der rauen Wand als Schmuck.

Nur ist 17, sie fühlte sich sicher an diesem Ort zwischen den Feldern, obwohl von hier aus der Rauch der Bomben in Syrien zu sehen ist. Sie mochte dieses Haus, ihre Zuflucht. Aber Nur liebt Mohammed, 28 Jahre alt, auch er ein Flüchtling und seit Kurzem ihr Ehemann, der in Saatari lebt, gebaut aus weißen Zelten und Containern, neun Quadratkilometer groß, bewohnt von 100 000 Menschen, eine Großstadt.

Dorthin zog Nur. Weil dort Mohammed war. Sie kannten einander nicht, als sie noch in Syrien lebten, sie flohen aus ihren benachbarten Dörfern etwa zur selben Zeit. Kämpfer des Regimes hatten an einem Freitag im März 2013 ihre Dörfer mit Raketen beschossen, auch die Moschee, in der Mohammed gerade betete, „ein Blutbad“, sagt Mohammed. Er kann, wegen der Bilder, kaum schlafen.

Sein Bruder wurde schwer verletzt, Granatsplitter trafen die Oberschenkelarterie, es hörte nicht auf zu bluten. Ein Arzt operierte den Bruder notdürftig, aber er brauchte ein Krankenhaus, also packte Mohammed ihn auf den Rücken und ging. Ein Freund half, zusammen schleppten sie den Verwundeten über steile Hügel nach Jordanien. Rutschten immer wieder auf dem Geröll aus. „Mein Bruder war bewusstlos und schwer“, sagt Mohammed. Nach ein paar Stunden Fußmarsch schafften sie es über die Grenze. Der Bruder kam in ein Krankenhaus. Und Mohammed bezog einen Container in Saatari.

Etwa zur selben Zeit packten auch Nur, ihre Eltern und ihre neun Geschwister ein paar Kleider zusammen und warteten auf die Nacht. Sie liefen durch die Felder zum Treffpunkt, dem Haus eines Onkels, und hatten Angst, von Männern des Regimes erschossen zu werden, die die Flucht aus Ataman nicht dulden wollten.

In großem Tross mit anderen Familien fuhren sie bald in Autos und Kleinbussen fort, in Bussen der Rebellen gelangten sie zur Grenze bei Talschihab. Während der Fahrt pressten sie ihre Körper über Stunden auf den Boden des Busses, weil über ihren Köpfen Kugeln durch die Scheiben peitschten. Die Kinder schrien, bis sie endlich in Jordanien waren und endlich, in Saatari, unter einer Decke lagen. Bald danach fanden Nurs Eltern ihr Haus, aus dem die Tochter nun ausgezogen ist.

FOTOS: MARIA FECK / DER SPIEGEL (O. + L.); FABIAN WEISS / DER SPIEGEL (M.); CHRISTIAN WERNER / DER SPIEGEL (R.U.)







1 Geschmückte Mauern im Camp Saatari, Jordanien

2 Samira Mahamid trauert um zwei Söhne in Saatari, Jordanien

3 Abu Staif mit seinen vier Söhnen in Kilis, Türkei

4 Illegaler Grenzübertritt von Syrien nach Irak in der Nähe von Suhalia



Denn vor einem Monat hatte eine Tante Nur und Mohammed einander als Eheleute vorgeschlagen. Sie trafen sich für 30 Minuten. Sie setzten sich nebeneinander auf Plastikstühle und unterhielten sich.

„Was magst du?“, fragte Mohammed sie.

„Stille und keine lauten Stimmen“, antwortete Nur. „Einen fleißigen Mann mit guten Manieren, der nah an Gott ist.“

„Was magst du?“, fragte Nur ihn.

„Dich“, sagte Mohammed.

Sie waren sich einig.

Nun sind sie Tag und Nacht zusammen, wie es sich gehört für Mann und Frau. In Saatari, zwölf Kilometer von der syrischen Grenze entfernt. Von weit her sieht das Camp aus wie ein Schachbrett, das nur aus weißen Feldern besteht, es liegt in steiniger Wüstenlandschaft. In der Gegend flattern zerfetzte Plastiktüten an dornigen Sträuchern, einsame Ziegen knabbern an Halmen, sonst spannt sich ein wolkenloser Himmel über der Welt, kantiges Geröll füllt die Landschaft bis an den Horizont.

Das Lager selbst ist eine laute, niedrige, räudige Stadt, gefüllt mit Kindern, die am Haupttor mit rostigen Schubkarren darauf warten, für ein paar Dinar Transporte zu erledigen. Mit Lastern und Uno-Geländewagen, auf deren Trittbrettern Jungen und Mädchen mitfahren. Tausende treiben sich jeden Tag auf dem Schotterweg herum, den sie „Champs-Elysées“ nennen, er beginnt an einer Krankenstation der Franzosen und zieht sich durch ganz Saatari.

Champs-Elysées ist der einzige Ort im Camp, an dem die Luft nicht nur nach Staub riecht, sondern nach Fett, Brot und Minze. In den Bäckereien stellen Männer große Formen mit Baklava aus, es gibt Stände mit Gemüse, Bürsten, Waschmaschinen, Sonnencreme, gepresstem Saft, es gibt Eis im Hörnchen, rosa und grün gefärbte Küken, Kanarienvögel in Käfigen. Es gibt Schreiner, die Ikea-Kataloge vor sich liegen haben zur Inspiration, und Läden, in denen man Wasserpfeifen leihen und Tabak kaufen kann.

In ihrem Wohncontainer aus Blech sitzt am Montag vergangener Woche Nur im Schneidersitz auf dem Boden neben Mohammed. Der Container ist vier mal fünf Meter groß, er steht in „Distrikt 1, gravel“, einem von zwölf Distrikten in Saatari, in einem Abschnitt, in dem die Straßen aus Schotter sind, englisch „gravel“. Nur hat starken Mokka auf einem Gaskocher zubereitet, eine schüchterne junge Frau mit braunen Augen, einem Kopftuch über dem schwarzen Kleid und dem hellen Lachen eines Mädchens. Ihr Mann Mohammed trägt einen Trainingsanzug von Adidas, auch er hat braune Augen, krause, schwarze Haare, die sich an seinen Kopf legen wie eine Bademütze, ein sanftes Gesicht.

Er hat die syrische Flagge außen auf ihren Container aufgemalt, drinnen liegen Matratzen aus Schaumstoff an den Wänden und mit goldfarbenem Stoff bezogene Kissen. In einer Ecke steht ein Koffer mit Kleidern, es gibt einen Fernseher, einen Ventilator, es gibt ein Glas mit Wasser, das sich alle teilen.

Sie haben noch immer Angst vor dem Regime, sie fürchten sich vor Entführung und Folter. Sie misstrauen den Nachbarn hier im Lager, sie misstrauen jedem. Auch ihre Gesichter wollen sie, wie die meisten jungen Menschen in Saatari, für ein Foto nicht zeigen. „Wir wollen zurück nach Syrien“, sagt Mohammed. „Wir haben die Zukunft noch vor uns.“ Und Nur sagt: „Ich tue, was Mohammed sich wünscht.“

Mohammed betreibt einen Laden im Lager, er verkauft T-Shirts und Kleider in einem Raum so groß wie ein Wohnzimmer, er bezieht Kleider aus Amman und hängt sie hier im Camp ordentlich aufgereiht an Bügel. Geöffnet hat er zwölf Stunden lang. Die Einnahmen, sagt er, wolle er sparen für seine Kinder. Und: „Ich rechne damit, dass wir jahrelang hierbleiben werden.“

Während Mohammed auf Kundschaft wartet, kniet Nur, seine Frau, in einer kleinen Lagerküche im Innenhof zwischen den Containern. Sie spült Schüsseln und kocht Reis für den Abend. Danach wird sie den Fernseher anschalten, es laufen Bollywoodfilme, die sie liebt. „Ich habe viele gesehen“, sagt sie. Weiter als vor die Tür des Containers wagt sie sich nicht ins Lager hinaus. „Mohammed findet, dass es zu gefährlich ist“, sagt sie. „Aber solange ich in Sicherheit sein kann und bei ihm, werde ich bleiben.“

Die große Heimat Syrien, sie versinkt im Krieg, der mit rasender Zerstörungskraft keine Seite einem Sieg näher bringt. So bleibt nur die kleine Heimat, die auf rührende, leichtsinnige Art beschworen wird: das Haus, das man nicht verlassen möchte. Der Jasmin auf dem Balkon. Die Olivenbäume, zu deren Ernte manche Besitzer unter Lebensgefahr jeden Herbst zurückkehren. Oder die Kirschen.

Im Sommer 2013, der Bauer aus Ariha. Der geflüchtet war aus einer umkämpften Stadt in Idlib, die einst berühmt war für die besten Kirschen Syriens, und der in ein nicht viel weniger gefährliches Dorf nur 30 Kilometer weiter floh, weil sie auch dort Kirschen anbauen. Das war seine Begründung. Dass er, wo es Kirschen gibt, verstanden werde. Dass er, anderswo, nicht sterben wolle.

So gehen die Geschichten aus dem Krieg und von der Flucht. Sie fügen sich nicht zu dem einen Bild, sondern zu vielen Bildern, auch widersprüchlichen, und wenn Millionen unterwegs sind, neun Millionen Menschen, mit ihrem Leben im Gepäck, ihren Kindern, ihrer Vergangenheit, ihren Erinnerungen, dann wären neun Millionen Geschichten zu erzählen, jede anders.



FOTO: CHRISTIAN WERNER / DER SPIEGEL

Jene von Samira Mahamid, 75 Jahre alt, die mehrere Nächte lang zu Fuß von Daraa nach Ramtha lief, zwei Söhne durch Bomben verlor und nun orientierungslos in Jordanien sitzt mit nur einem Wunsch: ihre Olivenbäume zu Hause zu sehen.

Jene von Salem aus Südsyrien, 10 Jahre alt, der nachts mit sechs anderen Kindern in einem Abrisshaus in Beirut nächtigt und seiner Familie zu Hause das Geld schickt, das er als Schuhputzer verdient.

Jene von Mari Esleman, 32 Jahre, die mit zehn Kindern von Atamad in der Provinz Daraa nach Ramtha in Jordanien floh, unter Beschuss.

Jene von Ibrahim Mohammad Isa, 40 Jahre, der im Irak sitzt und Geschichten darüber erzählt, dass er der König der Barbiere von Damaskus sei.

Jene von Sarah, 52 Jahre alt, deren Erstgeborener Ali mit 23 als Soldat der syrischen Armee im Gefecht um Homs gefallen ist, woraufhin sie mit ihrem zweiten Sohn Abdul Rachman, 21, nach Beirut zu Verwandten floh, als er seinen Einberufungsbefehl erhielt.

Und dann ist da Nasir, das Enkelkind der alten Frau Belrissa Ali Awde in Ka-



Säugling Nasir in seiner Wiege im irakischen Kawergosk

wergosk am Tigris, in einem Tal hinter Erbil, in der weißen Zeltstadt. Es haben sich Wolken über dem Lager zusammengezogen, Donner grollt, Regen prasselt. Die Alte steht auf, sie verlässt die tanzenden Püppchen im Fernseher, die Mickey Mouse, sie geht ins Nachbarzelt. Dort atmet Nasir, leise und klein, Nasir heißt Helfer, Beschützer, er liegt in einer hölzernen Wiege.

Drei Wochen ist er alt, seine Faust kaum größer als eine Aprikose, der ganze Mensch gerade zwei erwachsene Hände voll. Seine Großmutter Belrissa zieht sich eine Zigarette aus dem weiten Ärmel ihrer Kleidung, sie bläst den Rauch Richtung Wiege. „Ein Geschenk Gottes“, sagt sie.

Ein Kind, geboren auf der Flucht, in einem Zelt. Müde sitzt seine Mutter Fahria daneben, 35 Jahre ist sie alt. Ihr Mann Asis wechselt die Toiletten des Lagers aus, für etwa 16 Euro Lohn am Tag. Jetzt schaut er stolz zu, wie die Mutter seinen Sohn in den Armen wiegt. Den Sohn, der in diesem Zelt geboren wurde.

Am Abend, als die Wehen einsetzten, hatte sie überlegt, in die Krankenstation des Lagers zu gehen, aber die Nachbarn sagten, sie sei nach Sonnenuntergang geschlossen. Außerdem spricht sie nur den alten kurdischen Dialekt Kirmanji und hatte Angst, die Ärzte hier würden sie nicht verstehen.

Zwei Frauen im Lager, Flüchtlinge aus Syrien auch sie, boten ihre Hilfe an, aber auch sie hatten Angst. Sie sagten dem Vater, falls ein Unglück geschehe während der Geburt, dann seien sie nicht verantwortlich. Fariahs letzte Geburt war fast sieben Jahre her, aber natürlich kannte sie alles, die Schmerzen, den Ablauf, den Kampf, einem Kind auf die Welt zu helfen. Die anderen Frauen gaben ihr Datteln, um darauf herumzukauen. Sie aß die Datteln. Sie halfen nicht gegen die Schmerzen.

Etwa zwölf Stunden später, am nächsten Morgen, kam der Junge zur Welt. Er atmete, er schrie, wie nur Neugeborene schreien, leise, seine Haut war geknittert, alles war gut. Nasir. Der Beschützer. Ein Geschenk Gottes.

Vergangene Woche, der dritten seines Lebens, lag er wie gefesselt in seiner Wiege, um die Arme und Beine war ein rosa Gürtel geschlungen, gebunden zu einer Art Korsett. „Damit er stark wird“, sagt der Vater. Das Baby soll kämpfen mit dem Stoff, um kräftige Arme zu bekommen, kräftige Beine. Und klug soll der Junge werden, sagt der Vater, und zur Schule soll er gehen, und einmal in einem Büro arbeiten, sagt die Mutter.

Ob sie jemals zurückkehren in ihre Heimat, ist beiden, wenn sie ihr Kind bewundern, gerade nicht so wichtig. Vielleicht, wenn es besser wird in Syrien, wenn es sicher ist für ihren Sohn, vielleicht gehen sie dann zurück, eines Tages. „Ein neues Haus kann ich bauen“, sagt Asis, „eine neue Familie nicht.“ Und was ist sein Sohn, sein jüngster, geboren fern der Heimat. Ein Iraker? Ein Syrer? „Ein Kurde“, sagt der Vater. Aber die beste Antwort wäre gewesen: ein friedlicher Mensch.

Fiona Ehlers, Ullrich Fichtner, Katrin Kuntz, Guido Mingels, Christoph Reuter, Jonathan Stock

Videoreportage:
Die Vertriebenen

spiegel.de/app212014syrien
oder in der App DER SPIEGEL